

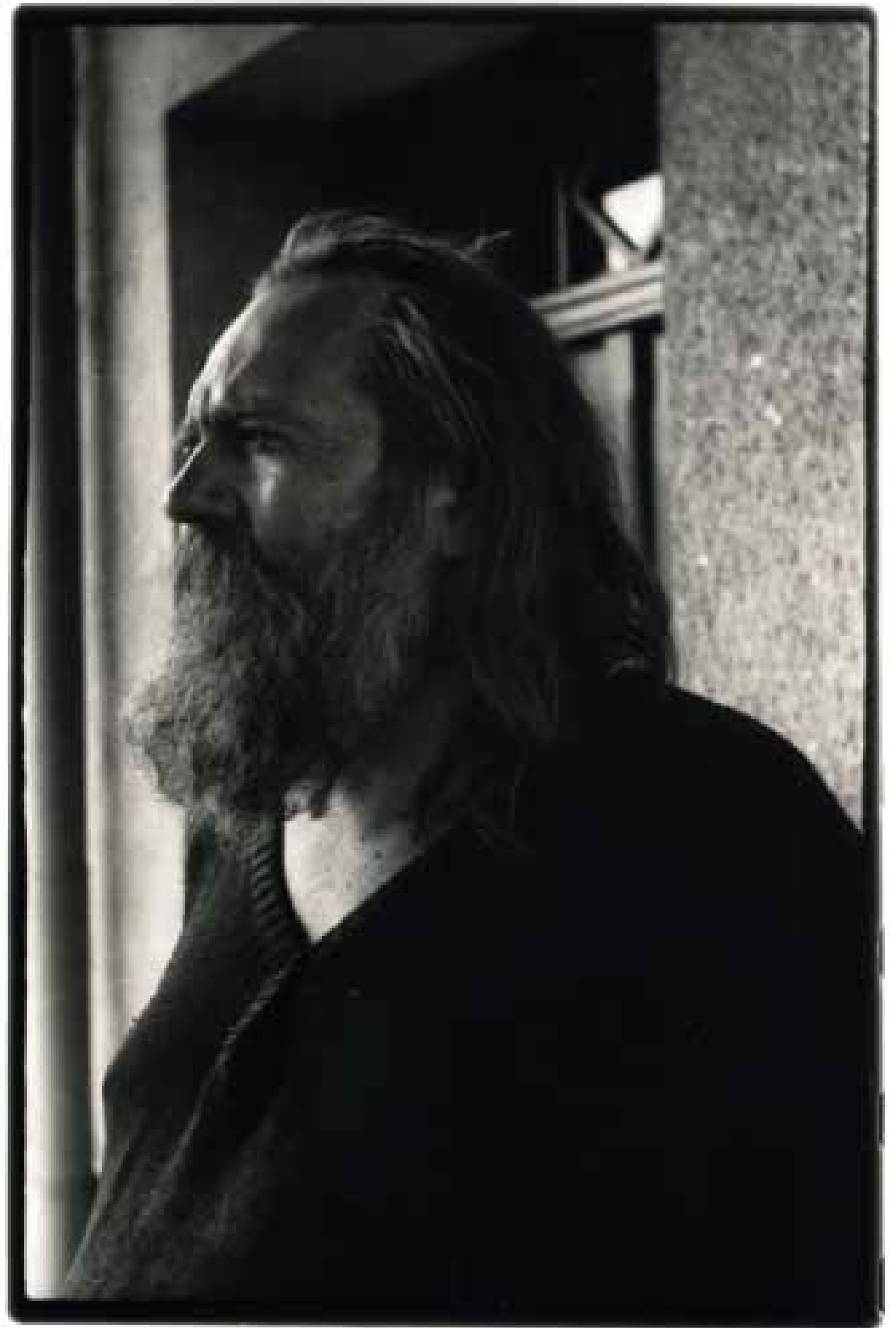
Miroslav Tichý

DER FÄNGER DES LICHTS

Kauz oder Nonkonformist, Voyeur oder Genius der Art Brut. Zwei Jahre nach seinem Tod scheiden sich an dem tschechischen Fotografen Miroslav Tichý noch immer die Geister. Dreißig Jahre lang hat er mit selbst gebauten Kameras die Frauen seiner Heimatstadt Kyjov fotografiert – gut hundert Bilder an jedem Tag. In den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen kann man sich derzeit sein eigenes Bild von Tichý machen – von einem Mann, der so geheimnisvoll war, wie seine verschwommenen Fotos.

Text: Ralf Hanselle

© Libuše Jakubcová.





„Er kaperte das Licht mit seinen Kameras und trug es heimwärts.“

© Miroslav Tichý/Jana Hebnarová. Courtesy Gianfranco Sanguinetti

■ Und dann ging das Licht durch ihn durch. Milchig; verschwommen; nackt, wie es war. Wie es herabgefallen war auf die schmalen Arme des Kyjovka-Flusses und wie es leuchtete am südlichen Marsgebirge. Das Licht, das trotz der Finsternis schien. Das vom Himmel herabkam auf die Frauen im Freibad oder auf die Passantinnen in den Einkaufsstraßen. Mühsam war es durch das geschmirgelte Plexiglas seiner Kameras hindurchgedrungen, durch die Papprollen und Blechbüchsen. Dann hatte es sich auf seine Filme ergossen. Wie Fliegen auf einem klebrigen Köder. Gefangen in Fallen, die er heimlich baute – aus alten Brillengläsern und Abfallbüchsen, aus Asphalt und aus rostigen Schrauben.

Er hatte kein Aufsehen darum gemacht. So wie er ja auch um das Licht kein Aufsehen machte. Es reichte ihm, wenn er es einfangen konnte – sammeln, bis ans Ende der Kleinstadt-Tage. Dann ließ er es frei in einem Schuppen am Hause der Eltern. Das war der eigentlich große Moment. Der Augenblick, in dem das Licht durch ihn durchging. Durch das eine Auge ging es herein und durch das andere wieder heraus. „Das Auge ist ein Mechanismus“, hatte er gesagt. Eine Technik wie eine Kamera. Sonst hatte er nichts darüber zu sagen gewusst: Nicht, was er mit all dem Licht wollte; nicht, warum er darauf glotzte, mit starren Augen. Meistens ließ er es nachher ohnehin achtlos liegen. Er überließ

es den Ratten und den Mäusen zum Fraß: Das Licht, das keiner greifen wollte, so nackt und milchig war es gewesen.

Von allen 12.000 Einwohnern des Städtchen Kyjov war Miroslav Tichý der sonderbarste. Der, der stundenlang rauchen, trinken und dasitzen konnte. Der nur schauen wollte auf die Frauen im Freibad oder auf die Mädchen an den Straßenecken. Und wenn er vom Schauen erschöpft war, gafften die mechanischen Augen in den Himmel hinein; zählten Sterne oder Eintagsfliegen. „Alles ist vorherbestimmt vom Drehen der Erde“, so lautete Tichýs Philosophie. „Und leben kannst du nur so lange, wie die Erde sich dreht.“ Die aber drehte sich immerfort; und mit ihr die Kleinstadt und die Frauen im Freibad. Alles bewegte sich um ihn herum. Er musste nur dastehen und es mit einer Kamera auffangen. Wenn die Erde gut stand, war das Licht weich, warm und freundlich; stand sie verkehrt, dann blieb es dunkel und leer.

Am Anfang jedoch stand die Erde kopfüber. Das war nach Ende des Zweiten Weltkriegs. 1948 waren die Kommunisten in der ČSSR an die Macht gekommen, auch in Tichýs mährischer Heimat. Damals war er gerade einundzwanzig gewesen. Er war jung und besessen von großen Träumen: Künstler wollte der stille Eigenbrötler da noch werden. Radikal, modern und kompromisslos. So wie der von ihm verehrte Pablo Picasso oder

wie sein Landsmann Josef Čapek. Mit nur wenigen Strichen verstand er es, einen Frauenakt auf eine Leinwand zu bringen und mit fettem Öl ein Haus in der Landschaft. Bis nach Prag sollte ihn dieses Talent einmal führen – bis an die Akademie der Bildenden Künste.

Doch da wollte er letztlich nicht bleiben. In der Akademie hatten seine Träume kaum Platz. Statt Frauenakte sollte er hier Helden malen, statt Nacktheit fahle Overalls. Es war die Zeit, als der Sozialismus in die Hochschulen einzog. Die Bilder der Arbeiter mit Flintenweibern im starken Arm. Doch Tichý war kein Sozialist. Er war nicht einmal jemand mit starken Armen. Tichý war ein Träumer aus einer tschechischen Kleinstadt, Sohn eines Schneiders aus dem mährischen Kyjov.

Und dorthin ging er dann auch wieder zurück. Er zog in das winzige Eckhaus der Eltern; er wusch sich nicht mehr und er scherte sich nicht. „Die Zeiten mögen sich geändert haben. Der Mensch aber bleibt doch immer der gleiche.“ Da konnte man am Erdball drehen wie man wollte – letztlich bewegte er sich in die falsche Richtung. Warum also noch all das Mühen und Kämpfen? Warum nicht einfach ein Jahrhundert verschlafen – wie Dornröschen unter Abfall und Staub? So wurden nur noch die Haare mit jedem Tag länger, und sein Bart wurde filzig und wuchs übers Kinn. Sonst aber geschah eigentlich nichts mehr. „Alle Zeichnungen sind ►►



gezeichnet, alle Gemälde sind gemalt. Was also bleibt da noch für einen wie mich?"

Für einen wie Tichý blieb da nicht viel. Ab und an eine Prügelei mit dem örtlichen Dorfpolizisten, manchmal Psychiatrie oder ein paar Wochen Gefängnis. Je nachdem, wie sich die Erde gerade drehte. Meistens drehte sie sich eher schlecht. Und so wäre es wohl auch bis ans Ende geblieben – Dornröschen in einer kommunistischen Kleinstadt, schlafend zwischen Kummer und Fusel. Doch dann war plötzlich das Licht dagewesen. Merkwürdig hatte es zu leuchten begonnen – zwischen ein paar Frauenbeinen im städtischen Freibad; oder einer blonden Eleve im Eiscafé. Es war derart fragil und ungewöhnlich, dass Miroslav es fangen wollte. Er wollte es festhalten auf Tausenden Fotos. Wann das angefangen hatte, wusste er später nicht mehr zu sagen. 1954 oder ,55. Auch woher das Licht kam, konnte er nicht recht erinnern. Plötzlich war es halt einfach da. Er konnte es mit seinen Kameras kapern und heimwärts tragen. „Mit der Fotografie erstrahlte die ganze Welt in einem ganz neuem Licht.“

Am Anfang hat er drei Filmrollen pro Tag durchgeschossen; so behauptete er es jedenfalls. Wenn es gut ging, waren das mit jeder Erddrehung einhundert Fotos. Bilder, die er meist aus der Hüfte heraus schoss. Unkontrolliert und überbelichtet. Unter dem Schutz eines Pullovers hinweg zog er seine klebrigen Köder hervor und richtete sie aus

auf alles, was Licht war: auf die Haare einer Blondinen, auf den schlanken Torso einer schlafenden Schönen, auf den Rücken eines vor ihm gehenden Mädchens, auf das Antlitz einer posierenden Frau. Alles war von ungeahnter, neuer Schönheit. Weich wie das Fell von Ratten und Mäusen, zart wie das Licht über dem Fluss Kyjovka.

Als Lichtfänger brauchte Tichý relativ wenig: „Zunächst benötigt man eine schlechte Kamera.“ Eine Regenrinne als Objektiv, eine Zwirnpule zum Aufrollen der Filme, ein paar Brillengläser als künstliche Linse. All das konnte er unter den Müllhaufen seiner Wohnung hervorholen. Das Wichtigste war ohnehin nicht zu kaufen – in keinem mährischen Kaufmannsladen. Das Wichtigste nämlich war die Kappe des Narren. Die trug er ohnehin für die Meisten in Kyjov. Die gab ihm den Freibrief zum Stehen und Starren. Niemand wusste schließlich zu sagen, ob dieser Miroslav noch bei Sinnen oder ob er nicht längst schon ein Irrer war – ein Zausel und Trottel, von denen jedes Dorf in der Welt einen eigenen hatte. Gerade den Frauen blieb er unheimlich – dieser Lumpenmann aus dem kleinen Eckhaus, der Gaffer mit den mechanischen Augen. Und vielleicht hatten sie ja sogar recht – die Marktwiber und die kichernden Mädchen. All die, die Miroslav für einen Verrückten hielten. Denn auf sie hatte er es ja abgesehen. Sie wurden zu seinen Lichtgestalten – aus anderen Welten und von anderen Sternen. Planeten, auf denen sie ei- ▶

© Miroslav Tichý/Jana Hebnarová. links: Courtesy Gianfranco Sanguinetti, rechts: Courtesy L. & N. Kalischek

© Miroslav Tichý/Jana Hebnarová. Courtesy Galerie Walter Keller





nen Honigmund hatten und nicht diese Zunge zum Stempeln der Narren. Auf seinen Bildern waren sie Feenwesen: der Wirklichkeit ähnlich, aber dennoch nie gleich. „Was der Welt ähnlich war, habe ich belichtet.“ Was die Welt war, das war immer zu wenig.

Denn die Welt, die blieb ihm auf Abstand. Die stand unerreicht hinter Hecken und Zäunen. Zum Greifen nah und doch stets zu fern. Immer wieder tauchen auf Tichýs Fotografien diese ungeahnten Barrieren auf: Zäune, Drähte – manchmal auch Spiegel. Unüberwindbar, wie die eigene Fremde; unpassierbar, wie das Gestrüpp seiner Sehnsucht. Die Frauen jedenfalls, sie blieben nur Träume; Lichtgestalten in Fliegenfallen. Nur auf seinen Fotos konnte er sie haben. Wenigstens für einen kurzen Moment. Hier konnte er sie halten, in selbst gebastelten Passepartouts, und manchmal verschönern mit schwarzem Filzstift. Warum und wieso, das konnte er nicht sagen. Es reichte doch, dass es so war.

Und so war es über dreißig Jahre hinweg. Hundert Fotos an jedem Tag. Bis ins Jahr 1985. Da war es prompt und plötzlich wieder vorbei. Da ging es, wie es gekommen war: dieses Licht über den Frauen im Stadtpark und auf den Zuckermündern im Straßencafé.

„Alles wird von der Erde entschieden“: Morgen und Abend; Anfang und Ende. Die letzten Jahre verbrachte Miroslav Tichý als Eremit in dem kleinen Eckhaus zwischen Ratten und Fliegen. Es gab keinen Strom, kein fließend Wasser. Erst als sich in den 1990er-Jahren ein einstiger Nachbar an Miroslav erinnerte, da wurde es in Kyjov noch einmal lebendig. Roman Buxbaum, ein Psychiater aus Zürich, hatte den gigantischen Berg seiner Fotos entdeckt. Und nach Buxbaum kamen die Journalisten, die Galeristen und Kuratoren. Die ganze Kunstwelt westlich der Kyjovka. Sie kam in das Abbruchhaus mit den blauen Fenstern. Sie feierte Tichý als Star der Art Brut. Ihm selbst aber hatte das nichts mehr bedeutet: „Wenn du berühmt werden willst“, so sagte er damals, „dann musst du das, was du tust, nur schlechter tun, als all die anderen.“ Dann lachte er, bis das Licht durch ihn durchging. Durch die mechanischen Augen kam es herein, und durch den zahnlosen Mund wieder heraus. ■

Die Reiss-Engelhorn-Museen im ZEPHYR/Raum für Fotografie in Mannheim zeigen bis zum 26. Mai die Ausstellung „Miroslav Tichý: Stadt der Frauen“. Unter dem gleichnamigen Titel widmet sich eine Neuerscheinung auf dem Hause Kehrer dem Mysterium Tichý und seinen weiblichen Lichtgestalten.

© Miroslav Tichý/Jana Hebnarová. Courtesy L. & N. Kallischek



© Miroslav Tichý/Jana Hebnarová. Courtesy L. & N. Kallischek